

JOANNA DRYNDA

„SCHWARZ ODER WEISS?“ ZU ANNA KIMS ROMAN
GESCHICHTE EINES KINDES (2022)

Identität, Herkunft, Heimat, Ausgrenzung bilden einen Themenkomplex, der von Anna Kim in fiktionalen und nichtfiktionalen Werken auf unterschiedliche Weise ausgelotet und ausgespielt wird.¹ Mit dem Zwang identitären Zuordnens befasst sich die österreichische Autorin auch in dem Essay *Farbe bekennen* (2021). Den Grund für die Reflexion bildet ein Protestbrief gegen den Ausschluss „Schwarze[r] Schriftsteller:innen und Schriftsteller:innen of Colour“ aus dem deutschen Literaturbetrieb, den sie unterschreiben sollte, und der sie aufgrund der Anfrage unvermutet aus einer „*Migrationsliteratin*“ zu „einer *Autorin of Colour*“ machte: „*Als Kind gehörten meine Familie und ich zu den Exoten unter den Ausländern, etliche Jahre später wurde ich zu einer Person mit Migrationshintergrund, und nun sollte ich eine Farbige sein?*“² Die Feststellung, ihre Hautfarbe sei anders als diejenige der Mehrheit in Österreich und würde daher eine solche Zuschreibung rechtfertigen, gibt Kim einen Impuls zum Nachdenken über das seit 9/11

Univ.-Prof., Dr hab. JOANNA DRYNDA, Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań, Lehrstuhl für Österreichische Literatur und Kultur; Korrespondenzadresse: Zakład Literatury i Kultury Austriackiej UAM, al. Niepodległości 4, 61-874 Poznań, Polen; E-Mail: j.drynda@amu.edu.pl; <https://orcid.org/0000-0002-1348-9402>.

¹ Vgl. Sandra Vlasta, „Passage ins Paradies? Werke zugewanderten AutorInnen in der österreichischen Literatur des 21. Jahrhunderts“, in *Zeitwende. Österreichische Literatur seit dem Millennium: 2000-2010*, hg. von Michael Boehringer und Susanne Hochreiter (Wien: Praesens, 2011), 102–118; Martina Poljak, „(Un)erzählbare Geschichten in Anna Kims *Die gefrorene Zeit*“, *Zagreber Germanistische Beiträge* 21 (2012): 165–180; Joanna Drynda, „Problematisierung der Identitätsfragen im Werk von Anna Kim“, in *Werte und Paradigmen zwischen Wandel und Kontinuität. Literatur- und sprachwissenschaftliche Perspektiven*, hg. von Anna Rutka und Magdalena Szulc-Brzozowska (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2019), 111–129.

² Anna Kim, „Farbe bekennen“, *Volltext*, 24. September 2021, <https://volltext.net/texte/anna-kim-farbe-bekennen> (Kursive im Original).

immer stärkeren wahrnehmbare *racial profiling*³ im Kontext des Kulturbetriebs, der ihr zufolge von der Gewohnheit geprägt sei, den Rassismus zu ignorieren:

wir leben in einem *Entwicklungsstadium*, in dem der ethnische Hintergrund noch immer eine Rolle spielt. Wann wir dieses Stadium verlassen werden, lässt sich nicht abschätzen; es hängt auch davon ab, ob und wann *alle* Betroffenen, die Mehrheit *und* die Minderheit, Farbe bekennen.⁴

Vor dem Hintergrund des konstatierten Rassismus und der intertextuellen Anspielung auf das 1986 erschienene Buch *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*⁵ liegt die Annahme nahe, der idiomatische Ausdruck ‚Farbe bekennen‘ verliere die Neutralität seiner metaphorischen Bedeutung im Sinne von ‚seine Meinung klar äußern‘ zugunsten des wörtlich verstandenen, gesellschaftlich erwarteten klaren Bekenntnisses zu einer (Haut)Farbe, zu einem Schwarz oder Weiß.

Zuordnungsversuche und Bekenntnisse dieser Art stehen im Mittelpunkt des 2022 erschienenen, für den Deutschen und für den Österreichischen Buchpreis nominierten Romans *Geschichte eines Kindes*. Die Autorin verknüpft darin die Erlebnisse der Ich-Erzählerin Franziska (Fran), einer österreichischen Autorin mit Migrationshintergrund, die 2013 beruflich nach Green Bay, in eine Kleinstadt im US-Bundesstaat Wisconsin, kommt, mit Akten des amerikanischen Sozialdienstes aus den 1950er Jahren. Diese dokumentieren die ersten Lebensmonate von Daniel Truttman, dem zur Adoption freigegebenen Sohn einer weißen Frau und auf der Metaebene den Rassismus der damaligen Zeit. Durch die Verbindung von zwei Zeitebenen werden die mit ethnisierenden Kategorisierungen verbundenen Identitätsprobleme von sichtbar Fremden in verschiedenen soziokulturellen Kontexten in Parallele gesetzt. Die Verbindung von Transnationalität, verstanden mit Jana Schäfer als „die grenzüberschreitende Praxis von Migrant*innen zwischen zwei oder mehreren Ländern“,⁶ und *race*/Ethnizität erlaubt es Kim zum einem, auf Inter-

³ Zum Begriff: Vanessa Eileen Thompson, „Racial Profiling“, institutioneller Rassismus und Interventionsmöglichkeiten“, BPB, 27. April 2020, <https://www.bpb.de/themen/migration-integration/kurzdossiers/migration-und-sicherheit/308350/racial-profiling-institutioneller-rassismus-und-interventionsmoeglichkeiten>.

⁴ Kim, „Farbe bekennen“ (Kursive im Original).

⁵ *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*, hg. von May Ayim, Katharina Oguntoye und Dagmar Schultz (Berlin: Orlanda, 2020).

⁶ Jana Schäfer, „Transnationalität und soziale Ungleichheit“, in Gerst, Klessmann und Krämer, *Grenzforschung*, 206–220, 207.

ferenzen der beiden Ungleichheitsachsen aufmerksam zu machen, die Schäfer zufolge zwar nicht ineinander aufgehen, aber historisch verbunden sind, „weil epistemologisch Mobilität, Sesshaftigkeit und askriptive Merkmale wie Hautfarbe verschmelzen“.⁷ Zum anderen wird der in *Farbe bekennen* formulierte Gedanke aufgegriffen, der Rassismus wirke, bisweilen unterschwellig, in Verhältnissen der gegenwärtigen Migration fort. Der Beitrag geht der Frage nach, wie Kim im Roman auf den Zwang, Farbe zu bekennen, sowie dessen Folgen für ein davon betroffenes Individuum eingeht, und setzt dabei folgende Schwerpunkte: Im ersten Schritt wird – in Anlehnung an die früheren essayistischen Texte der Autorin – dem im Kontext ethnisierender Zuschreibungen missachteten oder bewusst verletzten Recht der Fremden auf Privatheit nachgegangen. Darauf aufbauend werden die in Beziehung gesetzten Identitätsfindungsprozesse und identitäre (Selbst)Täuschungen der beiden Hauptfiguren beleuchtet. In diesem Rahmen klingt der Fokus des dritten Abschnitts bereits durch: das Vexierspiel von Wahrheit und Illusion sowie das Problem, wie dies ästhetisch in Szene zu setzen ist.

1. KEIN RECHT AUF PRIVATHEIT

In ihren Essays setzt sich Kim oft mit Identitätskonzepten von Zugewanderten/Kolonialisierten und ihren Kindern auseinander und geht dabei von der Prämisse aus, deren gleichermaßen verworrener Subjektstatus gehe nicht auf das Mehrkulturelle zurück, sondern auf die gesellschaftliche Sichtweise, und damit auf die Überzeugung, die kulturelle Homogenität sei die Norm. Kim zufolge hängt das Problematische der Zuschreibungen im Fall von „sichtbar Fremde[n]“⁸ mit einer strengen Beobachtung zusammen, der diese wegen der angeblichen „Eindeutigkeit der Oberflächen“⁹ ausgesetzt sind, deshalb spricht sie von der „Tyrannei der Sichtbarkeit“,¹⁰ der „ständigen Durchleuchtung“,¹¹ der unmaskierten „Überwachung“¹² und behauptet, den Fremden sei das Recht auf eine Privatheit, wie sie die Mehrheit selbstver-

⁷ Schäfer, 213.

⁸ Anna Kim, „Der sichtbare Feind (II)“, in *Der sichtbare Feind. Die Gewalt des Öffentlichen und das Recht auf Privatheit* (Wien: Residenz, 2015), 81–110, 104.

⁹ Kim, 105.

¹⁰ Kim, 105.

¹¹ Kim, 109.

¹² Kim, 108.

ständiglicherweise besitzt, verwehrt.¹³ Was in *Der sichtbare Feind (II)* in Bezug auf die Zugehörigkeit von Zugewanderten formuliert wird, beweist in *Geschichte eines Kindes* seine Gültigkeit umso mehr, als es in diesem Fall darum geht, „die rassische Identität des Kindes zu ergründen“.¹⁴

Kein Recht darauf, in Ruhe gelassen zu werden, hat der kleine Daniel (Danny), da er von Geburt an zu einem kritisch beobachteten Objekt des Sozialdienstes wird. Als wäre in der amerikanischen Provinz der 1950er Jahre eine uneheliche Geburt nicht skandalös genug, zeigt sich bald, dass „die Rassenmerkmale“¹⁵ des Kindes nicht eindeutig seien, da sie „eher denen eines Negers entsprechen“.¹⁶ Die Bediensteten sind der Ansicht, „bei Rassermischung [sei] mit vermehrten Disharmonien zu rechnen“,¹⁷ daher beschließt eine von ihnen, die Österreicherin Marlene Winckler, „den Befund des Psychiaters abzuwarten. Außerdem würde sie den Knaben in Bälde selbst in Augenschein nehmen.“¹⁸ Den akkurat erfüllten Überwachungsauftrag illustrieren die Auszüge aus den Akten. Auf die Tatsache, dass in einer den rigorosen Gesetzen der Rassentrennung unterworfenen Gesellschaft das Weißsein als Norm gilt, verweisen sowohl die Sprache der bis zum Äußersten getriebenen Ordnungs- und Klassifizierungsversuche von Dannys Rassenmerkmalen als auch die Art und Weise, wie über das Kind verhandelt wird:

Daniel hat nun eine leichte Trichternase, sie ist etwas breiter und derber im Vergleich zu unserer Nase. Die Obernase ist jedoch dabei, sich zu erheben. An ihr ist gut erkennbar, dass es sich bei ihm um ein Rassengemisch handelt – sein Gesicht erinnert an unseres, obwohl noch manch Primitives darin zu spüren ist.¹⁹

Es fällt auf, dass die geschilderten Diskriminierungsformen keinesfalls nur von erklärten Rassisten praktiziert werden. Vielmehr kommen sie bei der Suche nach einer Adoptivfamilie unter dem Mantel der christlichen Nächstenliebe bei den scheinbar Großmütigen zum Vorschein: „Es sei unser Ziel, Kinder und Eltern zusammenzubringen, die innerlich und äußerlich zueinander passen“, lauten die Argumente der Bediensteten der Erzdiözese Bay Green, „Wir erschaffen Familien, die natürlich, von Gott gewollt, wirken.“

¹³ Vgl. Kim, 108.

¹⁴ Anna Kim, *Geschichte eines Kindes. Roman* (Berlin: Suhrkamp, 2022), 150.

¹⁵ Kim, 44.

¹⁶ Kim, 19.

¹⁷ Kim, 21.

¹⁸ Kim, 19.

¹⁹ Kim, 53.

Nur so können wir das Glück dieser Kinder garantieren.“²⁰ Wie tief die institutionale Nächstenliebe vom Rassismus geprägt wird, zeigen die stillschweigend akzeptierten oder – im Fall von Danny – die vorausgesetzten Einwände potentieller Pflegeeltern mit dem Grundton „Ein farbiges Kind sei ein Risiko: [...] Es würde viel Gerede um Daniel geben.“²¹ Dabei wird die Diskriminierung stets mit dem Wohl des Kindes, mit der Sorge, ein Mischlingskind gerate in einem rein weißen Umfeld in Bedrängnis, gerechtfertigt: „aus natürlichen Gründen wäre es besser für das Kind, unter seinesgleichen aufzuwachsen.“²²

Das Recht auf Privatheit wird jedoch nicht nur dem sogenannten Mischlingskind, sondern auch seiner Mutter Carol Truttman abgesprochen. Da für das rechtgültige Adoptionsverfahren die Herkunft des Kindes von Belang ist, die Frau die Identität des Kindsvaters jedoch nicht preisgeben will, wird auch sie zum Überwachungsobjekt der zuständigen Sozialarbeiterin. Obwohl die penibel durchgeführten Untersuchungen auf das Gegenteil hindeuten („das Negride schimmert aber durch“²³), beteuert die Kindsmutter, keinesfalls „mit einem Neger verkehrt“²⁴ zu haben. In die Enge getrieben, setzt sie ihren im kleinbürgerlichen Milieu ohnehin schon arg ramponierten Ruf noch stärker aufs Spiel, indem sie auf zwei Liebhaber hindeutet, in der Hoffnung, „wulstige Lippen“, eine ‚eher braune Haut‘ und ‚dunkelbraunen, fast schwarzen Augen und Haare“²⁵ des einen oder anderen würden die Andersartigkeit des Kindes plausibel erklären. Ein umfassendes Geständnis lässt sich jedoch nicht erzwingen, weder bei Vorladungen ins Büro noch bei den regelmäßigen häuslichen Besuchen, die allesamt nahezu inquisitorischen Verhören gleichen.

Auf die Spezifik einer Verhörsituation geht Kim im Essay *Der sichtbare Feind (I)* ein und hält in der Relation Befragter/Befragter ein kommunikatives Gewaltverhältnis fest: „Der Zwang wird von einer Institution ausgeübt, die sich ein Recht auf dieses Wahrsprechen zuschreibt.“²⁶ Die von Kim sezierten institutionellen Formen des Rassismus erleichtern es Marlene Winckler, sich ein solches Recht zuzuschreiben. Die selbsternannte Ordnungshüterin insi-

²⁰ Kim, 23.

²¹ Kim, 56.

²² Kim, 52.

²³ Kim, 45.

²⁴ Kim, 27.

²⁵ Kim, 34.

²⁶ Anna Kim, „Der sichtbare Feind (I)“, in *Der sichtbare Feind. Die Gewalt des Öffentlichen und das Recht auf Privatheit* (Wien: Residenz, 2015), 42–80, 68.

stiert auf der Befragung, daher muss Carol über ihre Arbeits- und Wohnsituation ebenso Rechenschaft ablegen wie über gepflegte Bekanntschaften, intime Verhältnisse eingeschlossen. Gemustert und kommentiert wird nicht nur das Verhalten der Frau, etwa die „Entwurzelung“,²⁷ sondern auch ihr Aussehen, an dem die Sozialarbeiterin Anstoß nimmt. Bei der exzessiven Durchleuchtung von Carols Leben ist jeder Hinweis auf angebliche Fehler willkommen, denn er erleichtert das Beschaffen von Informationen. Auf diese Weise „beginnt das Verhör bereits *vor* dem Verhör“, wie Kim im Essay anmerkt. Dabei gehe es, so die Autorin, nicht bloß um das Sammeln von Beweisen, sondern um das Sammeln von allen Details, die zu einem Geständnis führen könnten. Das Ausnützen von Defiziten sei demnach eine andere Art des Verhörens, vor allem dann, wenn das Opfer wisse, dass es unter Beobachtung stehe.²⁸ Carol ist sich der Beobachtung bewusst, zumal die Umgebung nach ihrer Lebensart ausgefragt und auf Anhaltspunkte für die Identität des „wie ein kleiner Affe“²⁹ wirkenden Kindes inspiziert wird. In den dabei kolportierten Gerüchten, „das Privatleben der Truttman sei ‘skandalös’“,³⁰ sie sei „während einer ‚Orgie‘ mit ‚drei Neger-Musikern aus Chicago‘ geschwängert“³¹ worden, zeigt sich, wie genau die Privatsphäre der Frau kontrolliert und wie schonungslos sie der Öffentlichkeit preisgegeben wird.

Je stärker sich der Radius der institutionellen Suche nach der „genetischen Familie“³² ausweitet, desto deutlicher wird das Wesen der von Concha Maria Höfler und Maria Klessmann beschriebenen „Praktiken enthnisierter Grenzziehungen“ erkennbar. In Anlehnung an Marion Müller und Dariuš Zifonun weisen die Forscherinnen auf das gängige, stark auf verwandtschaftliche Beziehungen aufbauende Verständnis von Ethnizität hin: In dieser Auffassung gelte ethnische Zugehörigkeit als ein askriptives und prinzipiell unveränderbares Personenmerkmal, dessen Zuweisung mit der Geburt, also qua Natur bzw. (Bluts-)Verwandtschaft erfolge und sich, wenn überhaupt, nur mit sehr großem Aufwand nachträglich ererben lasse.³³ Dieses zugeschriebene und fixierte Charakter der Ethnizität wirkt, wie Höfler und Klessmann

²⁷ Kim, *Geschichte eines Kindes*, 28.

²⁸ Vgl. Kim, „Der sichtbare Feind (I)“, 75 (Kursive im Original).

²⁹ Kim, *Geschichte eines Kindes*, 141.

³⁰ Kim, 120.

³¹ Kim, 132.

³² Kim, 153.

³³ Concha Maria Höfler und Maria Klessmann, „Ethnisierungsprozesse und Grenzen“, in Gerst, Klessmann und Krämer, *Grenzforschung*, 345–362, 347.

darlegen, biologisierend und mithin letztlich rassifizierend³⁴ und rückt die Außenperspektive im Sinne von Fremdzuschreibungen in den Fokus, die sich in Individuen ‚einschreiben‘: „Dies äußert sich folglich in den Handlungen und Interaktionen jener Personen, die von diesen Zuschreibungen adressiert werden.“³⁵ Mit den Akten des Sozialdienstes entblößt Kim nicht nur solche Zuschreibungspraktiken als eine (gewaltsame) Praxis der Grenzziehung zwischen einem Wir (hier: dem homogenen weißen Umfeld) und dem/der Anderen, sondern legt auch verhängnisvolle Folgen dieses Prozesses sowie das erlittene Leid der Betroffenen bloß. So wird die gegen klare Grenzen und Eindeutigkeit verstoßende junge Mutter als Tabubrecherin³⁶ gebrandmarkt, was sie dazu treibt, einen Selbstmordversuch zu unternehmen. Ihrem ungewollten, schließlich doch von einer weißen Familie adoptierten Kind gelingt es hingegen zeitlebens nicht, den biologisch essenzialisierten Zuschreibungen zu entkommen. Vom Zwang des (Selbst)Einordnens geplagt, wird Danny zum Opfer optischer Täuschungen.

2. OPTISCHE TÄUSCHUNGEN

Über ihr eigenes Identitätsdilemma schreibt Anna Kim in *Der sichtbare Feind (II)* wie folgt:

es ist ein Resultat einer optischen Täuschung: Das, was ich präsentiere, meine koreanische Biologie, ist das, was ich repräsentiere, nicht aus eigenem Wunsch, sondern aus geschichtlichen, politischen und gesellschaftlichen Gründen. Mein privates Ich speist sich jedoch nicht, entgegen der öffentlichen Meinung, aus meiner Biologie. [...] Ich bin ja mit meinem Gesicht aufgewachsen, für mich ist es ein völlig normales Gesicht, *ich* sehe in meinem Gesicht in erster Linie ein Gesicht, erst in fünfter oder sechster Linie ein asiatisches Gesicht. Tatsächlich geht die Identifikation mit meinem Ich jenseits meiner Oberfläche so weit, dass ich lange gar keinen Unterschied zwischen mir und der Mehrheit der *weißen* Be-

³⁴ Höfler und Klessmann, 345–362, 347.

³⁵ Höfler und Klessmann, 348.

³⁶ „Klare Grenzen schaffen Eindeutigkeit und produzieren Sicherheit, indem sie Eigenes, Bekanntes und deshalb auch Voraussehbares vom Fremden, Unbekannten und Unberechenbaren unterscheiden“, stellt Alexandra Schwell beim Nachdenken über die Bedeutung der Grenzziehungen für die Sicherung kollektiver Identitäten fest und fügt hinzu, die Grenze trenne vorgeblich reine Entitäten voneinander; eine Grenzverletzung, Vermischung oder Überlappung ziehe wiederum eine Verunreinigung nach sich, deshalb schützten die Gemeinschaften ihre Grenzen u.a. durch kulturelle Praktiken, tradierte Narrative oder Tabus. Vgl. Alexandra Schwell, „(Un-)Sicherheit und Grenzen“, in Gerst, Klessmann und Krämer, *Grenzforschung*, 267–282, 269.

völkerung wahrnahm. Für mich war meine Zugehörigkeit eindeutig; für alle anderen zweifelhaft.³⁷

Das Zitat bringt die Identitätsprobleme der beiden Hauptfiguren in *Geschichte eines Kindes* auf den Punkt. Wie die in Wien geborene Ich-Erzählerin Fran, die Tochter eines österreichischen Vaters und einer südkoreanischen Mutter, nimmt auch der von der Adoptivmutter geliebte Danny in der homogen weißen Nachbarschaft seine Andersartigkeit überhaupt nicht wahr. Es ist der Blick der Anderen, der Fran und Danny taxiert und zuordnet; der Blick, dem nicht auszuweichen ist, weil er keinesfalls Rücksicht auf Privatheit nimmt, der nach Erklärungen und Bekenntnissen fordert, um sie gleich in Abrede zu stellen, weil sie dem angeblich Natürlichen bzw. Naturgegebenen widersprechen. Bereits in der Anfangsszene, als Fran zu Hause bei Joan Truttman eintrifft, wird sie nach ihrer Herkunft gefragt, denn die Vermieterin sieht in dem Gast keine Österreicherin, sondern eine Asiatin, und damit eine andersfarbige Variante ihres mittlerweile in einem Pflegeheim lebenden Mannes Daniel Truttman. Außerstande, Frans Antworten mit den Schlüssen aus der Musterung deren Aussehens in Einklang zu bringen, schneidet Joan das Thema der Identität immer wieder an, ebenso verbissen wie andere Ortsbewohner: „Es könne doch nicht sein, brummte sie, dass das Aussehen gar keinen Einfluss auf das Empfinden habe.“³⁸ / „Könnte es sein, begann sie von Neuem, dass ich die Asiatin in mir nicht wahrnehme?“³⁹ Die penetranten Fragen rühren von der Vorstellung, die Ethnizität sei, so Margit Feischmidt, die grundlegende Identität mit einem als angeboren essentialisieren „Set von kulturellen Ausstattungen und Identifikationen“.⁴⁰

Die Erzählerin denkt über ihre Erfahrungen in Europa und in den USA nach, doch gleichsam werden darin wie in einem Brennglas Daniels Erlebnisse fokussiert. Seine Lebensgeschichte nach der Adoption wird allerdings nur anhand der Erinnerungen der Ehefrau Joan und einiger Freunde rekonstruiert – in den bruchstückhaften, spontanen und nicht selten widersprüchlichen Äußerungen manifestieren sich nicht zuletzt festgeschriebene ethnizierende Stereotype. Dies merkt man etwa, wenn Joan die verachtenden Blicke ihrer Mutter thematisiert: „Sie war nicht die Einzige, die in Danny den *Affen*

³⁷ Kim, *Der sichtbare Feind (II)*, 100 (Kursive im Original).

³⁸ Kim, *Geschichte eines Kindes*, 98.

³⁹ Kim, 99.

⁴⁰ Vgl. Margit Feischmidt, „Ethnizität – Perspektiven und Konzepte der ethnologischen Forschung“, in *Ethnizität und Migration. Einführung in die Wissenschaft und Arbeitsfelder*, hg. von Brigitta Schmidt-Lauber (Berlin: Dietrich Reimer, 2007), 51–68, 52.

sah. *Porch monkey*.“⁴¹ Inwieweit Joan selbst, und sei es unbewusst, auf den Mann herabblickt(e), wird nicht zum Gegenstand ihrer Reflexion erhoben. Wenn aber ihre Fragen wiedergegeben werden, ob sich Daniel jemals gewünscht hätte, von einer afroamerikanischen Familie adoptiert zu werden, ob er nicht „glücklicher unter *seinesgleichen* wäre“,⁴² klingt darin unverkennbar die despektierliche Argumentation der Behörde aus den 1950er Jahren nach, was die Kursive im Text zusätzlich hervorhebt. Mit der Kursivschrift wird das Nachwirken alter Denkmuster auch dann markiert, wenn Joan das Erscheinungsbild der Erzählerin einer Prüfung auf Besonderheiten unterzeiht, wie die „*hohen Wagenknochen*“ oder das „*Mandelformat*“⁴³ der Augen. Das unreflektiert benutzte Vokabular sowie die mehrmals geäußerte Ansicht, „den Wurzeln entkomme man nicht“,⁴⁴ lassen das im Rückblick beschworene Idyll „von Joan und Danny, die von den Bewohnern dieser Stadt bloß als die Liebenden bezeichnet wurden“,⁴⁵ letztlich zwielichtig erscheinen. Wie Höfler und Klessmann anmerken, sei das alltägliche Zusammenleben im nicht-homogenen Umfeld komplexer Natur: vertrauensvolle Beziehungen und Freundschaften über ethnisierte Grenzen hinaus führen nicht „zu generell größerer Offenheit oder abnehmendem Alltagsrassismus“. ⁴⁶ In diese Richtung deutet etwa Dannys alte Schulkameradin, indem sie Joan offen Schuld an Dannys Hadern mit dem Selbstbild gibt:

Dannys [...] Hautfarbe habe keine Rolle gespielt, niemand habe sie gesehen, das heißt, schränkte sie ein, niemand, der mit ihm aufgewachsen sei: Joan sei sich seiner Andersartigkeit bewusst gewesen, sie habe sie in ihm verstärkt. Äußerlich Joan Baez, innerlich Jackie Kennedy, habe sie aus ihm einen Schwarzen gemacht.⁴⁷

Das aus dem Essay bekannte Bild einer optischen Täuschung taucht auch im Roman dann auf, wenn die Erzählerin auf die Zuschreibungen eingeht, mit denen sie unentwegt konfrontiert wird:

⁴¹ Kim, *Geschichte eines Kindes*, 71 (Kursive im Original).

⁴² Kim, 104 (Kursive im Original).

⁴³ Kim, 14 (Kursive im Original).

⁴⁴ Kim, 13.

⁴⁵ Kim, 81.

⁴⁶ Höfler und Klessmann, „Ethnisierungsprozesse und Grenzen“, 345–362, 353.

⁴⁷ Kim, *Geschichte eines Kindes*, 78–79.

manchmal fühle ich mich wie eine optische Täuschung, als wäre ich nicht die, die ich vorgebe, zu sein, ein Schaf im Wolfspelz, wobei ich in der Verkleidung geboren wurde, das heißt als Wolfsschaf; vielleicht wäre es präziser, von mir als Illusionsmalerei zu sprechen [...].⁴⁸

Mit der auffälligen Konzentration auf optische Eindrücke korrespondieren die Metaphern der Kurzsichtigkeit und der Blindheit. Die Erzählerin erwähnt ihre Kurzsichtigkeit, wertet diese allerdings nicht als Nachteil, sondern als eine durchaus denkbare Möglichkeit, die Welt anders zu entdecken – ohne Gefahr zu laufen, das Unbekannte und/oder Uneindeutige mit einiger Reserve auf dessen sichtbare Oberfläche zu reduzieren:

Sehen beruht auf Distanz, selbst einen Gegenstand aus nächster Nähe zu betrachten erfordert einen Abstand, und sei er noch so klein. Riechen, Berühren hingegen sind intime Vorgänge, das wahrgenommene Objekt verbindet sich mit dem wahrnehmenden Subjekt, Objekt und Subjekt werden eins, wenn auch nur für einen Moment.⁴⁹

Während die Kurzsichtigkeit in dieser Perspektive durch die Fülle sinnlicher Eindrücke auszugleichen wäre, steht das Bild der Blindheit für die Einschränkung des Verstehen(wollen)s. Es will der Erzählerin nicht einleuchten, warum die Herkunft der Mutter für das Umfeld schwerer wiegt als die des Vaters, warum das Umfeld gerade für das Väterliche in ihr blind ist. Dabei geht Kim dem subtilen Mechanismus der Verinnerlichung der so verstandenen Blindheit nach. Bei der Besichtigung von Joans Garten wird dieser zur folgenden Szene verdichtet: Als sich Fran im undurchdringlichen Dickicht verirrt, kommentiert sie sowohl das eigene Unvermögen, sich zurechtzufinden („es war, als wäre ich plötzlich erblindet“⁵⁰) als auch die Abhängigkeit von der Vermieterin: „Während ich hinter Joan hertapste, unbeholfen, da ich nicht wusste, ob ich mich auf dem Weg oder in einem Blumenbeet befand, dirigierte sie meinen Blick.“⁵¹ Die Autorin zeigt mit feiner Genauigkeit, wie Fran – und in analoger Weise Danny – von Kindesbeinen an dem dirigierenden Blick der Umwelt folgt, wenn auch spiegelverkehrt, indem sie für die mütterliche Seite in sich erblindet, diese negiert, nicht wahrhaben will. Mit der gleichen Intensität, mit der sie von Andern dem Asiatischen zugeordnet

⁴⁸ Kim, 100 ff.

⁴⁹ Kim, 74.

⁵⁰ Kim, 68.

⁵¹ Kim, 68.

wird, besteht sie auf dem Gegenteil und klammert sich an alles, was die Ähnlichkeit zum Vater bezeugen sollte. So fühlt sie sich vom Vater einerseits durchschaut, andererseits verraten, als er sagt: „Kind, sieh in den Spiegel. Was siehst du eigentlich, wenn du in den Spiegel schaust?“⁵² Auf diese Art Blindheit und Selbsttäuschung von Danny weist viel direkter seine Frau hin:

sie habe sehr wohl in Danny den Afroamerikaner gesehen, wie hätte sie es ausblenden sollen? Dafür hätte sie blind sein müssen, wie er. Wie konnte er glauben, dass seine ethnische Herkunft folgenlos wäre? [...] Wie konnte er glauben, bedingungslos dazuzugehören, ohne Einschränkungen, ohne Auflagen.⁵³

Dennoch sind die Reaktionen der Nächsten nicht auf einen Nenner zu bringen. Während der Vater die Erzählerin selbst nach Antworten suchen lässt und somit ihre Autonomie anerkennt, entscheidet Joan für Danny, wie er auszusehen und sich zu definieren hat. In diesem Sinne stempelt sie den Ehemann paradoxerweise gerade durch die Feststellung, „er habe sich weißer verhalten als die Weißen“,⁵⁴ doch zu einem Schwarzen ab, und dies, obwohl sie sich lebhaft an dessen inneren Zwiespalt erinnert, in dem er gefangen bleibt:

Einmal habe sie ihn dabei ertappt, wie er auf sein Spiegelbild gestarrt und erklärt habe, er wundere sich, wie ähnlich und doch anders er sei. Dann wieder habe er es nicht abstellen können, in sich den Schwarzen zu sehen. Schwarz oder weiß? Er habe sich nicht entscheiden können –⁵⁵

In dieser Passage, in der Joans Sicht auf Dannys Identität mit Reflexionen über *honorary white* wechseln, unterstreicht Kim die Macht des jede Privatheit ignorierenden, stechend-fordernden Blicks von außen, der eigenwillig über Exklusion oder Inklusion entscheidet und der den Betroffenen vertrauter wird als der eigene:

*honorary white. Manchmal gehören wir dazu, manchmal nicht. Sicher ist nur, dass nicht wir bestimmen, wer wir sind. Wenn wir wenigstens eine Gruppe gehabt hätten, eine Gemeinschaft, die demselben Code unterliegt wie wir, hätten wir uns zumindest von ihr dekodieren lassen und im Kreis der Verschwörer vollständig sein können, doch wir sind unter Menschen aufgewachsen, die uns unser Anderssein höchstens nachsehen: verzeihen.*⁵⁶

⁵² Kim, 191.

⁵³ Kim, 105–106.

⁵⁴ Kim, 106.

⁵⁵ Kim, 106.

⁵⁶ Kim, 106 (Kursive im Original).

In der gespürten Unvollständigkeit und Zerrissenheit ähnelt die Erzählerin Danny, gemeinsam ist ihnen auch die Suche nach Indizien für ausstehende Antworten in Bildern. In beiden Fällen handelt es sich um Schwarz-Weiß-Fotos – um ein familiäres Fotoarchiv (Fran) und um das als *Father* betitelte Porträt eines Mannes (Danny). Es fällt auf, dass Anna Kim das Farbschema von schwarz und weiß in Bezug auf die Besonderheit der Fotos aufgreift, um damit die Eigenart der identitären (Selbst-)Bilder zu illustrieren. Entgegen der Erwartung von Joan, die dazu neigt, das Bild von Fran und Danny undifferenziert, d.h. schwarzweiß zu malen, lassen sich die Identitätsentwürfe beider Figuren nicht auf Extremwerte reduzieren. Vielmehr weisen sie, wie die Objekte auf Schwarz-Weiß-Fotografien, jeweils individuelle Farbhelligkeitsnuancen auf. Kulturen seien eben nicht rein,⁵⁷ betont Kim mit Nachdruck.

Die Autorin benutzt das Farbmotiv jedoch nicht nur als eine Anspielung auf die Hautfarbe, sondern unterstreicht mit Farben auch Stimmungen oder Atmosphären. Die seit dem Debüt *Die Bilderspur* (2004) nachvollziehbare Affinität zu Bildern und Farben erklärt Kim in einem Interview mit dem Faible dafür, eine in farbenfrohen, oft abstrakten Bildern versteckte Geschichte zu entdecken: „Noch heute sehe ich, selbst wenn es sich um ein Stilleben handelt, einen üppigen Blumenstrauß in einer bauchigen Vase etwa, einen Teil einer Geschichte.“⁵⁸ Es klingt wie ein poetologisches Credo, bedenkt man die Weise, wie in *Geschichte eines Kindes* mit der farblichen Gestaltung der Bilder assoziative Referenzen zur inszenierten Geschichte hergestellt werden. So begrüßt etwa die Ortschaft Green Bay die Protagonistin mit einer verschneiten weißen Landschaft, die symbolisch rassistische Untertöne der Vergangenheit vorwegnimmt und durch die abweisende Kühle irritiert: „Die Kälte und der Schnee, die die Welt verpackt hielten, nicht einmal einen kurzen Blick auf das [...] Unverhüllte erlaubten, hatten sich auf mein Gemüt geschlagen.“⁵⁹ Bei der Besichtigung von Joans Garten, mitten im Gespräch über Wurzellosigkeit wird Fran wiederum auf die besondere Farbgestaltung aufmerksam: „Ich sah gelblich braune Blattspitzen aus einer Schneemasse herauslugen und verspürte den Drang, eine von ihnen zu berühren, weil sie mir abartig erschienen, farbig, wie sie waren.“⁶⁰

⁵⁷ Vgl. Sebastian Fasthuber, „Durchmischung ist immer gut‘. In *Geschichte eines Kindes* bringt sich die österreichische Autorin Anna Kim selbst ins Spiel“, *Falter* 37 (2022), 35.

⁵⁸ Magdalena Haid, „Unwirkliche Orte, imaginierte Welten. Gespräch mit Anna Kim“, in *Jetzt & Alles. Österreichische Literatur. Die letzten 50 Jahre*, hg. von Bernhard Fetz, Stephanie Jacobs und Kerstin Putz (Salzburg, Wien: Residenz, 2023), 212–213, 212.

⁵⁹ Kim, *Geschichte eines Kindes*, 98.

⁶⁰ Kim, 68.

Die farbige Andersartigkeit verbindet Fran und Danny ebenso wie die ihnen oft zugeschriebene Wurzellosigkeit, doch bei allen Ähnlichkeiten der daraus resultierenden Probleme mit der identitären Selbstverortung gibt es einen gravierenden Unterschied im Subjektstatus der Romanfiguren: Im Unterschied zu Danny, über den nur berichtet wird, verfügt Fran über die eigene Stimme, was Carsten Hueck als ein Manko des Romans wertet.⁶¹ Die Entscheidung der Autorin ist verständlich im Kontext aktueller Debatten über Transnationalität und *race*/Ethnizität. Mit Blick auf eine intersektionale Perspektive betonen Höfler und Klessmann, dass „Ethnizität bzw. Ethnisierung nur eine mögliche Form verschiedener Differenzkategorien (und Ungleichheitsdimensionen) darstellt“ und deshalb oft nicht von anderen, wie Klasse oder Geschlecht zu trennen sei.⁶² In diesem Befund stimmen sie mit Schäfer überein, die beim Nachdenken über Ungleichheitsachsen innerhalb der Zuweisung von Lebenschancen festhält, der Zugang zu Ressourcen werde nicht allein über Transnationalität geregelt, sondern stets im Wechselspiel mit anderen Formen sozialer Privilegierung und Benachteiligung wie Klasse, Geschlecht und *race*/Ethnizität.⁶³ Kim verabsolutiert keine der Ungleichheitsachsen, sondern schildert die Interferenzen zwischen ihnen. Im Gegensatz zu Danny gehört Fran, deren Eltern – beide Akademiker und Freiberufler – immer schon „ein sesshaftes Leben ablehnten“,⁶⁴ zu den privilegierten mobilen Kosmopolit:innen, zu der, um mit Monika Shafi zu sprechen, modernen „globale[n] Reiseelite“.⁶⁵ Die Freiheit zu wählen, an welchem Ort man leben und arbeiten möchte, fällt in Bezug auf den Subjektstatus besonders ins Gewicht.

3. FAKTEN UND FIKTIONEN

„Wenn ich nun ein fabrizierte Illusion bin, stellt sich die Frage, ob mein Aussehen die Täuschung ist und mein Inneres die Wahrheit, oder ob es um-

⁶¹ Carsten Hueck, „Ein Leben lang fremd. Anna Kim: Geschichte eines Kindes“, Deutschlandfunk Kultur, 15. August 2022, <https://www.deutschlandfunkkultur.de/anna-kim-geschichte-eines-kindes-rezension-buchkritik-100.html>.

⁶² Höfler und Klessmann, „Ethnisierungsprozesse und Grenzen“, 345–362, 346.

⁶³ Vgl. Schäfer, „Transnationalität“, 206–220, 209–210.

⁶⁴ Kim, *Geschichte eines Kindes*, 163.

⁶⁵ Monika Shafi, „A living. Wer tut so was, um sein Überleben zu sichern. Zur Problematik von Mobilität, Arbeit und Würde in Romanen der Gegenwartsliteratur“, in *Gegenwart schreiben. Zur deutschsprachigen Literatur 2000-2015*, hg. von Corina Caduff und Ulrike Vedder (Paderborn: Wilhelm Fink, 2017), 139–149, 142.

gekehrt ist, das Aussehen das Wahre, meine Seele das Gegenteil.“⁶⁶ Die so angedeutete, für die thematische Ausrichtung des Romans zentrale Opposition Illusion/Realität bzw. Täuschung/Wahrheit wird in *Geschichte eines Kindes* einerseits, wie es bereits deutlich geworden sein dürfte, explizit artikuliert, andererseits auf drei unterschiedlichen Ebenen fortgesponnen.

Erstens setzt sich Kim mit der Kategorie der wissenschaftlichen Objektivität auseinander, indem sie an die Vorstellung anknüpft, eine wissenschaftliche Erkenntnis habe es zum Ziel, objektive Tatsachen sowie die die Grundwahrheiten treffend begründenden Gesetzmäßigkeiten festzuhalten. Die Objektivität wird im Roman die Besonderheit des sprachlichen Ausdrucks von den alten Aktennotizen suggeriert. Dazu gehört außer der indirekten Rede auch der verwendete Wortschatz, der durch die für Fachstudien charakteristische Fokussierung auf empirische Fakten die Sachlichkeit vor-täuscht, etwa an dieser Stelle: „Das Kind habe nun einen IQ von 110. Dieser werde sich bis zu 100 abflachen, da die Lernfähigkeit von Negerkindern abnehme, je älter sie werden.“⁶⁷ Zu Garanten der Objektivität werden Fachleute – vor allem Ärzte, aber auch Miss Winckler, die als „studierte Anthropologin“⁶⁸ ihre Expertise gern unter Beweis stellt. Mit der Konstruktion dieser ‚Expertin‘ verweist Kim auf das mögliche, grundsätzliche Problem mit der Objektivität von Forschungsergebnissen – auf deren Abhängigkeit von der forschenden Person. Die Ich-Erzählerin bringt erst nach ihrer Rückkehr aus den USA in Erfahrung, dass die Verfasserin der Danny-Akte, Marlene Winckler, in ihren Urteilen von der sog. Wiener Schule der Anthropologie geprägt war. Nachdem sie als Studentin das „Interesse an *Menschenrassen*“⁶⁹ entdeckt hatte, praktizierte sie anthropologische Vermessungen im Ghetto Tarnów und eiferte dabei den Vorbildern nach – Dora Maria Kahlich und Elfriede Fliethmann, den die Rassenmerkmale von jüdischen Familien klassifizierenden Mitarbeiterinnen des Wiener Anthropologischen Instituts. In kursivierten Romanpassagen zitiert Kim aus reichlich recherchierten Quellen, u.a. aus Emil Breitingers Abhandlung *Zur Messung der Schädelkapazität mit Senfkörner* (1936). Darauf rekurriert sie intertextuell, indem sie nach wissenschaftlichen Methoden der Menschenvermessung fragt, um in gleichem Atemzug solche Konzepte als ideologiegefärbt zu enthüllen:

⁶⁶ Kim, *Geschichte eines Kindes*, 101.

⁶⁷ Kim, 45.

⁶⁸ Kim, 50.

⁶⁹ Kim, 194 (Kursive im Original).

wie vermisst man einen Menschen? Mit Anstand, Hingabe oder absoluter Genauigkeit? Mit unbedingtem Gehorsam der Zahl gegenüber? [...] Doch was erfährt man durch die Messung? Was entblößt sie? Die *Rassenseele*?⁷⁰

Blickt man auf die Figur Marlene Winckler, die in den USA der 1950er Jahre ihre Tätigkeit auf dem völkischem Gedankengut aufbaut, sowie auf Joan, die 2013 manche der ‚wissenschaftlich‘ fundierten Äußerungen aus den von Winckler angefertigten Akten zum Teil im Wortklang wiederholt, ist offenkundig, dass Kim nicht nur nach dem Fortleben von Ideen sowie Denk- und Handlungsmustern fragt, die scheinbar der Vergangenheit angehören, sondern auch danach, wie sich diese in einem angeblich sachlichen Sprachgestus manifestieren.

Zweitens wird die Dimension der Wahrheit/Lüge in Bezug auf Bilder ins Spiel gebracht. Wenn die Erzählerin porträtiert wird, kann sie ihre Enttäuschung über die Tatsache nicht verbergen, dass sie in dem fast fertigen Bild nicht ihr wahres Gesicht erblickt, sondern ein fremdes – das Gesicht ihrer Mutter, vor der sie seit ihrer Kindheit auf der Flucht war. Das innerlich als eine Fälschung abgelehnte Bild wird von der Malerin allerdings mit der Spezifik des Blicks verteidigt, dessen Grundlage das Verschmelzen von Sehen und Denken bildet. Aus dieser Sicht sei der Mensch nur dann abbildbar, „wenn man ihn vorher in der eigenen Einbildung erschaffe“⁷¹: „Die neutrale Sicht auf den Menschen, sagte Silvia [die Malerin] gibt es nicht.“⁷² Die zwischen diese zwei Behauptungen der Künstlerin eingeschobene Frage danach, was man eigentlich sehe, wenn man in den Spiegel sehe, zielt auf den prekären Staus aller Abbilder ab, was der Spiegel symbolisch vorwegnimmt. Denn mit seinem symbolischen Kapital, das stets auf eine Dualität hinausläuft – Original und Kopie, Wahrheit und Lüge, Maskerade und Demaskierung – steht der Spiegel für die Ambivalenz und die Offenheit der Auslegung, für die fehlende Neutralität des Blicks und die Kraft der Einbildung. Der ambivalente Charakter der Bilder kommt außerdem in Dannys *Father*-Foto zum Tragen. Trotz der naheliegenden Vermutung, es stelle den leiblichen Vater dar, handelt es sich um eine in der Wühlkiste eines Museumshops zufällig entdeckte Fotografie, die daheim mit der Begründung aufgehängt wird, so stelle sich der Mann seinen Vater und sein Leben mit ihm vor. Der Fotografie wird Objektivität zugeschrieben, aber gerade ihre scheinbar unabweisbare

⁷⁰ Kim, 186 (Kursive im Original).

⁷¹ Kim, 191.

⁷² Kim, 192.

Evidenz macht sie, wie Bernd Stiegler die Diskussionen über die Eigenart der Fotografie pointiert, „zur prädestinierten Lügnerin“, und „ihre Lügen so wirkungsvoll“.⁷³ Wenn Kim auf diese Eigenart der Fotografie zurückgreift, geht es ihr im Fall von Dannys ‚unechtem‘ Vater jedoch nicht um Lügen zugunsten der Wahrheit oder um Fälschung zugunsten der Sichtbarmachung des Fehlenden, sondern um die grundlegende Frage, inwiefern einem Bild, Abbild oder Selbstbild überhaupt über den Weg zu trauen ist.

Drittens wird die Problematik der biografischen Wahrheit im Romankonzept selbst erkennbar. Dem Text wird die mit dem Namenskürzel A. K. unterschriebene Erklärung vorangestellt, er basiere auf einer wahren Begebenheit. Die Leser:innen erfahren, wie die Autorin in Besitz von den amerikanischen Akten kam, und dass es ihr wichtig war, die Vergangenheit unbeschönigt darzustellen, besonders in Hinsicht auf den Wortschatz. Diese Entscheidung lässt Sebastian Fasthuber zu Recht feststellen, Kim treibe „hier ein lustvolles Spiel mit [...] dem Trend zu autofiktionalem Schreiben.“⁷⁴ Auf ein Versteckspiel deuten in gleichem Maße Selbstzitate wie die biografischen Parallelen zwischen der Ich-Erzählerin und der Autorin hin – Beruf, koreanische Mutter, der Aufenthalt in den USA, der thematisierte unerwartete Zugang zu Akten des Sozialdienstes. Von der strikten Trennung zwischen der (realen) Autorin und der schreibenden Ich-Erzählerin, zwischen Realität und Literatur, zwischen Fakt und Fiktion kann daher kaum die Rede sein, vielmehr schärft das raffinierte Spiel mit Zweideutigkeiten den Blick für den inszenierten identitären Schwebezustand von sichtbar Fremden, für das Hin-und-her-Schwanken zwischen Bestimmbarem und Unbestimmtem, zwischen Mehrdeutigem und Eindeutigem, zwischen Biographie und (Auto-)Fiktion, zwischen schwarz und weiß.

LITERATURVERZEICHNIS

Drynda, Joanna. „Problematisierung der Identitätsfragen im Werk von Anna Kim.“ In *Werte und Paradigmen zwischen Wandel und Kontinuität. Literatur- und sprachwissenschaftliche Perspektiven*, herausgegeben von Anna Rutka und Magdalena Szulc-Brzozowska, 111–129. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2019.

Fasthuber, Sebastian. „Durchmischung ist immer gut“. In *Geschichte eines Kindes bringt sich die österreichische Autorin Anna Kim selbst ins Spiel*. *Falter* 37 (2022): 35.

⁷³ Vgl. Bernd Stiegler, *Bilder der Photographie. Ein Album photographischer Metaphern* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006), 135.

⁷⁴ Fasthuber, „Durchmischung ist immer gut“.

- Feischmidt, Margit. „Ethnizität – Perspektiven und Konzepte der ethnologischen Forschung.“ In *Ethnizität und Migration. Einführung in die Wissenschaft und Arbeitsfelder*, herausgegeben von Brigitta Schmidt-Lauber, 51–68. Berlin: Dietrich Reimer, 2007.
- Gerst, Dominik, Maria Klessmann und Hannes Krämer, Hg. *Grenzforschung. Handbuch für Wissenschaft und Studium*. Baden-Baden: Nomos, 2021.
- Haid, Magdalena. „Unwirkliche Orte, imaginierte Welten. Gespräch mit Anna Kim.“ In *Jetzt & Alles. Österreichische Literatur. Die letzten 50 Jahre*, herausgegeben von Bernhard Fetz, Stephanie Jacobs und Kerstin Putz, 212–213. Salzburg, Wien: Residenz, 2023.
- Höfler, Concha Maria, und Maria Klessmann. „Ethnisierungsprozesse und Grenzen.“ In Gerst, Klessmann und Krämer, *Grenzforschung*, 345–362.
- Hueck, Carsten. „Ein Leben lang fremd. Anna Kim: Geschichte eines Kindes.“ Deutschlandfunk Kultur, 15. August 2022. <https://www.deutschlandfunkkultur.de/anna-kim-geschichte-ein-es-kind-es-rezension-buchkritik-100.html>.
- Kim, Anna. *Der sichtbare Feind. Die Gewalt des Öffentlichen und das Recht auf Privatheit*. Wien: Residenz, 2015.
- Kim, Anna. „Farbe bekennen.“ *Volltext*, 24. September 2021. <https://volltext.net/texte/anna-kim-farbe-bekennen>.
- Kim, Anna. *Geschichte eines Kindes. Roman*. Berlin: Suhrkamp, 2022.
- Poljak, Martina. „(Un)erzählbare Geschichten in Anna Kims *Die gefrorene Zeit*.“ *Zagreber Germanistische Beiträge* 21 (2012): 165–180.
- Schäfer, Jana. „Transnationalität und soziale Ungleichheit.“ In Gerst, Klessmann und Krämer, *Grenzforschung*, 206–220.
- Schwell, Alexandra. „(Un-)Sicherheit und Grenzen.“ In Gerst, Klessmann und Krämer, *Grenzforschung*, 267–282.
- Shafi, Monika. „A living. Wer tut so was, um sein Überleben zu sichern. Zur Problematik von Mobilität, Arbeit und Würde in Romanen der Gegenwartsliteratur.“ In *Gegenwart schreiben. Zur deutschsprachigen Literatur 2000-2015*, herausgegeben von Corina Caduff und Ulrike Vedder, 139–149. Paderborn: Wilhelm Fink, 2017.
- Stiegler, Bernd. *Bilder der Photographie. Ein Album photographischer Metaphern*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006.
- Thompson, Vanessa Eileen. „‚Racial Profiling‘, institutioneller Rassismus und Interventionsmöglichkeiten.“ BPB, 27. April 2020. <https://www.bpb.de/themen/migration-integration/kurz-dossiers/migration-und-sicherheit/308350/racial-profiling-institutioneller-rassismus-und-interventionsmoeglichkeiten>.
- Vlasta, Sandra. „Passage ins Paradies? Werke zugewanderten AutorInnen in der österreichischen Literatur des 21. Jahrhunderts.“ In *Zeitwende. Österreichische Literatur seit dem Millennium: 2000-2010*, herausgegeben von Michael Boehringer und Susanne Hochreiter, 102–118. Wien: Praesens.

„SCHWARZ ODER WEISS?“ ZU ANNA KIMS ROMAN
GESCHICHTE EINES KINDES (2022)

Abstract

In dem Roman *Geschichte eines Kindes* (2022) verschränkt Anna Kim zwei Zeitebenen und zwei Lebensgeschichten, um zu fragen, wie die mit ethnizierenden Kategorisierungen verbundenen Zuschreibungen identitäre Selbstentwürfe von sichtbar Fremden beeinflussen. Die geschilderten Zuordnungs- und Selbstdefinitionsversuche der davon Betroffenen stehen im Mittelpunkt des Artikels. In Anlehnung an essayistische Werke der Autorin richtet sich der Blick zunächst auf das problematische Recht der sichtbar Fremden auf Privatheit. Im zweiten Schritt werden Identitätsfindungsprozesse der Romanfiguren beleuchtet, danach wird das signifikante Vexierspiel von Wahrheit und Illusion analysiert.

Schlüsselwörter: Identität; Transnationalität; *race*/Ethnie; Wahrheit; Illusion

“BLACK OR WHITE?” ON ANNA KIM’S NOVEL
GESCHICHTE EINES KINDES (2022)

Summary

In her novel *Geschichte eines Kindes* (2022) Anna Kim mixes two temporal levels and two life histories to examine how the attributions associated with ethnicizing categorizations influence the identity self-concepts of clearly different individuals. This article examines the attempts of their classification and self-identification. With reference to the author’s essays, attention is first directed to the violation of the right of apparent strangers to privacy. Subsequent discussion focuses on the processes of the novels protagonists’ identity quest, followed by an analysis of the novel’s essential interplay between truth and illusion.

Keywords: identity; transnationality; race/ethnicity; truth; illusion

„CZARNY CZY BIAŁY?“ O POWIEŚCI ANNY KIM
GESCHICHTE EINES KINDES (2022)

Streszczenie

W powieści *Geschichte eines Kindes* (2022) Anna Kim przeplata dwie płaszczyzny czasowe i dwie historie życia, aby zadać pytanie, w jaki sposób atrybucje związane z kategoryzacją etniczną wpływają na postrzeganie samego siebie przez osoby wyraźnie obce. Tematem artykułu są przedstawione w powieści próby atrybucji i samookreślenia się osób dotkniętych tym zjawiskiem. W nawiązaniu do eseistycznych utworów autorki uwaga skierowana jest początkowo na pogwałcenie prawa do prywatności osób widocznie obcych. W kolejnym kroku omówione zostały procesy poszukiwania tożsamości przez bohaterów powieści, następnie poddano analizie istotną dla powieści grę pomiędzy prawdą a złudzeniem.

Słowa kluczowe: tożsamość; transnarodowość; rasa/etniczność; prawda; iluzja